



DANIEL BINSWANGER

## Das Grundeinkommen – eine linke oder eine rechte Idee?

Man kann nicht behaupten, dass sich die direkte Demokratie in den letzten Jahren als reiner Segen erwiesen hätte. Der permanente Abstimmungskampf, die Häufung von Vorlagen, deren Vereinbarkeit mit der Europäischen Menschenrechtskonvention zweifelhaft ist, die zunehmende Unberechenbarkeit des politischen Prozesses: Die Volksrechte scheinen entzaubert.

Umso wohltuender ist es, dass nun über eine Vorlage abgestimmt wird, die wieder die Tugenden der Volksinitiative vor Augen führt: Dem Stimmbürger wird eine fundamentale Frage vorgelegt, der alle politischen Parteien ausweichen. Auf die Agenda kommt eine gesellschaftliche Entwicklung, deren Auswirkungen noch nicht dramatisch sind, die aber für die Zukunft des Landes entscheidend sein dürften. Eine Debatte wird angestoßen über Grundwerte, über unser Menschenbild. Die Rede ist natürlich vom Grundeinkommen.

Diesen Standpunkt sollte man auch dann teilen, wenn man entschiedener Gegner des Grundeinkommens ist – und an Argumenten gegen die Vorlage mangelt es in der Tat nicht. Die grosse Mehrheit der Volkswirtschaftler spricht dem vorgeschlagenen Modell die Finanzierbarkeit ab. Zudem hat selbst Mitinitiant Oswald Sigg Zweifel geäussert, ob das Grundeinkommen von der Schweiz im Alleingang umgesetzt werden könne, solange die Personenfreizügigkeit mit

der EU fortbesteht. Dennoch muss die Debatte geführt werden. Auch wenn die Vorlage abgelehnt wird – woran kein Zweifel besteht –, wird die Auseinandersetzung nicht aufhören. Aus einer Reihe von Gründen.

Zunächst muss man festhalten: Eine Beurteilung des Grundeinkommens ist schwierig, da viele Parameter unbekannt sind – was dem Projekt eine utopische Dimension gibt, die Sache aber auch zu einer Glaubensfrage macht. Die Höhe der prognostizierten Kosten hängt stark davon ab, wie die Bevölkerung darauf reagieren würde, zur Arbeit nicht mehr gezwungen zu werden. Wie hoch wäre der Anteil jener, die sich zur Ruhe setzen? Wie hoch die Anzahl derer, die ihre neue Unabhängigkeit für eine bessere Ausbildung oder eine risikobereitere Erwerbsbiografie nutzen würden? Wir können diese Fragen nicht beantworten, da es noch keine Erfahrungswerte gibt. Es mag sein, dass die Geissel der Lohnsklaverei unverzichtbar ist, um den Beschäftigten zu einem Beruf und der damit einhergehenden sozialen Anerkennung zu verhelfen. Aber ist es wirklich undenkbar, dass der Mensch im 21. Jahrhundert zu seinem Glück nicht mehr geprügelt werden muss?

Erstaunlich ist, wie aggressiv die Debatte von den Gegnern geführt oder gar verweigert wird. Das Grundeinkommen als solches ist zunächst weder ein linkes noch ein rechtes Konzept. In Finnland wird ebenfalls über die Ersetzung der Sozialhilfe durch ein Grundeinkommen nachgedacht – mit dem expliziten Ziel, die Sozialausgaben zu senken und stärkere Anreize zum Wiedereinstieg ins Berufsleben zu schaffen. Mit der «negativen Einkommenssteuer» hat Milton Friedman, der grosse Prophet von Staatsabbau und Marktfundamentalismus, schon in den Sechzigerjahren ein Sozialstaatsmodell propagiert, das im Wesentlichen mit dem Grundeinkommen übereinstimmt.

Zeitgleich erhob Martin Luther King das Grundeinkommen zu einer Forderung der Civil-Rights-Bewegung. Der Links-rechts-Gegensatz hängt letztlich an der Frage, wie hoch das Grundeinkommen angesetzt werden soll. Die Abstimmungsvorlage lässt das offen.

Zudem besteht die Gefahr, dass die Robotisierung der Arbeitswelt zu solchen Umwälzungen führen wird, dass überhaupt nichts anderes übrig bleibt, als über neue Berufs- und Selbstverwirklichungsmodelle nachzudenken. Auch dieses Szenario enthält viele Unbekannte, aber dafür, dass wir uns in einem epochalen Strukturwandel befinden, gibt es überwältigende wissenschaftliche Evidenz. Das provinzielle Ignorieren solcher Prognosen ist befremdlich.

Vorderhand sind es vor allem urbane Kreative, die sich für das Grundeinkommen begeistern. Es gibt in diesen Milieus eine beeindruckende Mobilisierung. Heute sind sie noch eine Minderheit, aber die Statistik zeigt, dass flexibilisierte Biografien und prekäre Arbeitsverhältnisse für immer weitere Kreise zum Normalfall werden. Weder die gewerkschaftlich orientierten Sozialdemokraten noch die auf Eigenverantwortung fixierten bürgerlichen Parteien haben dieser wachsenden Wählerschaft ein attraktives Angebot zu machen.

Doch es gibt die Volksrechte. Jetzt macht das Volk sich das Angebot selber.

DM



NIKLAUS PETER

## Wovon wir reden, wenn wir von Zwingli reden

Aufklärung ist Vorurteilsentsorgung. Die bekannte Formulierung Kants lautet: Aus selbst verschuldeter Unmündigkeit befreit sich nur, wer selber zu den-

ken wagt und Vorurteile abzulegen bereit ist. Seltsam, wie gerade in der Zwinglistadt die Vorurteile gegenüber dem Reformator und allem, was mit seinem Namen verbunden ist, eine hohe Aufklärungsresistenz zeigen.

Eine ehemalige Stadträtin bringt vor einem Seniorenverband die «Sparwut» im Hinblick auf Soziales direkt mit dem «zwinglianischen Geist» Zürichs zusammen. Ein Journalist berichtet von polizeilichen Kontrollen in Schwulencubers unter dem Titel «Die Party ist vorbei. Little Zwingli City». Die «zwinglianische Enge» hat sogar Eingang in die Literatur gefunden: Ein Schriftsteller schreibt, Zwingli habe alles Theater spielen verboten und den Besitz von Humor beschlagnahmt. Für Musikfreunde ist er ein unmusikalischer Barbar, der aus Hass auf die Musik die Orgeln aus den Kirchen verbannt, für Kunstsinnige der Bilderstürmer, eine Art Taliban *avant la lettre*. Und wenn man all jene, die beim Zwingli-Denkmal am Helmhäus vorbeidüsen ins Vorurteilsmessröhrchen blasen liesse, so wäre das statistisch einwandfrei erhobene Resultat «Haudegen und Militärkopf».

Schade einfach, dass das meiste nicht zutrifft. Das an die reformierte Stadt übergegangene Klostersgut des Fraumünsters wurde keineswegs privatisiert, es wurde für Bildung und Armenwesen eingesetzt. Die Sittenmandate waren Sache des Stadtrates. Zwingli hatte enge Verbindungen zu Erasmus von Rotterdam und seinem Kreis christlicher Humanisten, und was das Theaterspielen betrifft, so hat Zwingli zur Aufführung eines Aristophanesstücks die Begleitmusik geschrieben. Er war ein begabter Musiker und Musikliebhaber, er komponierte und beherrschte praktisch alle Renaissance-Instrumente: Laute, Harfe, Geige, das «Rabögli» (dreisaitige Miniaturgeige), das einsaitige Trumscheit, Flöte, Schwegelpfeife, Waldhorn, Zinke, ja sogar «Sackpfyff» (Dudelsack). 1528, ein Jahr nach der Entfernung der Orgel aus dem Grossmünster, gründete er die erste Musikschule Zürichs.

Gewiss, Zwingli war wie die anderen Reformierten kritisch eingestellt gegen die Heiligenbilder und das Ablasswesen. Seine Kritik an der Verbindung von al-

tem Geld, Religion und symbolischem Bildkapital hat heute noch etwas Aufklärerisches, auch wenn man die Entfernung der Bilder aus den Kirchen beklagen mag. Und schliesslich: Zwingli war das Gegenteil eines Militärkopfes. Seine Erfahrungen auf den Schlachtfeldern von Marignano liessen ihn zu einem Kritiker des Söldnerwesens werden: Er wollte verhindern, dass arme Schweizerbuben im Soldatendienst sich auf europäischen Schlachtfeldern gegenseitig umbrachten und mächtige Familien mit diesen elenden Vermittlungsgeschäften reich wurden. «Schöne Kleider» hätten diese Pensionäre, sagt Zwingli in einer Predigt, «aber wenn man sie schüttelt, fallen Golddukatens raus, wenn man sie wringt, dann tropft Blut.» DM



KATJA FRÜH

## Meine Jahre auf der Zauberschule

Leistungsdruck an Schulen. Gymi-Übertritt, Nachhilfeunterricht, hysterische Eltern, ausgebrannte Lehrer, Notendrill, Ritalin. So ist das heute.

Meine eigenen Schwierigkeiten begannen etwa in der vierten Primarschulklasse. Meine Noten sanken rapide, und mein Lehrer schlug mir mit dem Lineal auf die Fingerknöchel. Ich, und nicht der Lehrer, musste zur Psychologin, die mir umgehend Valium verschrieb. Bei einem Elterngespräch sagte der Lehrer tröstend zu meinem Vater: «Ach, wissen Sie

Herr Früh, es muss auch dumme Kinder geben.» Meinem Vater platzte der Kragen, und die Folge davon war ein sofortiger, wundersamer Wechsel.

Und zwar in eine kleine, soeben erst gegründete Schule, wo im Winter der Unterricht im Turm der Predigerkirche stattfand, im Sommer im Französischen Jura, in einer alten Patriziervilla. In der ersten Rechenstunde bekamen wir vom Lehrer etwas Geld, wir sollten etwas einkaufen gehen, und wer das Geld am gescheitesten ausgegeben hatte, der war dann der Beste im Rechnen. Ich kaufte eine weisse Maus, das fand der Lehrer toll, und schon wuchs mein angeschlagenes Selbstwertgefühl ein bisschen. Und so ging das weiter. Im Sommer, in der wunderbaren Gegend um die Petersinsel, waren wir eigentlich immerzu draussen. Und unsere Entdeckungen wurden dann automatisch zum Schulstoff. Geweckt wurden wir morgens jeweils vom persönlichen Geigenspiel des Lehrers, meist Mozart. Musik war sowie so das Herz der Schule. Konzerte auf der Veranda oder gar in einer Waldlichtung, wo ich, in Ermangelung eines Klaviers, das Spinett hinschleppen musste. Manchmal hatten wir sogar Rokokokostüme an. Ziemlich abgefahren, wenn ich mir das heute überlege.

Wenn die Schulpflege vorbeischaute, wurde der Lehrer nervös und ungewöhnlich streng, da hatten wir Unterricht im Salon und mussten viel zu schwierige Aufgaben lösen und plötzlich total brav sein. Sonst aber durften wir meistens unseren Neigungen nachgehen. Weil ich das Rechnen so sehr hasste, trickste ich den Lehrer aus, indem ich behauptete, der Zeitpunkt zum Rechnen sei gerade äusserst ungünstig, mir sei eben ein Gedicht eingefallen, das ich aufschreiben wolle. Dann zog sich der Lehrer beeindruckt und auf Zehenspitzen mit seinem Rechenbuch zurück. Zwei Jahre dauerte diese Zauberzeit.

Ob ich ins Gymi gekommen bin? Nein, aus mir wurde keine Akademikerin. Dafür gibt es in mir drin ein kleines Türchen, durch das ich, wenn ich es brauche, zurück in diese Zeit schlüpfen kann. Diese Zeit, in der ich sowas von mich selbst war, dass man sogar vermuten könnte, es gibt es, das Selbst. DM